

Organisation und Instruktion im Siedlungsbau

Autor(en): **Kellermüller, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **3 (1928)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-100326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wegen. Weg daher mit den Dingen, die weder dem Schmucke noch dem täglichen Gebrauche dienen! Sie werden uns nur zum drückenden Hindernis, überhaupt in einer Zeit, wo man aus Not kleine Wohnungen bauen und mit dem Raum sparen muss. Es hängt damit zusammen, dass im allgemeinen die schweren und massigen Möbel verschwinden und die leichten, beweglichen, die niedrigen Stücke an ihre Stelle treten; denn es soll eben genügend Platz für den Menschen selber bleiben.

Es lohnt, über die Dinge in der Wohnung nachzudenken und sie so zu gestalten und zu ordnen, dass sie unserer Seele

zur Heimat werden, zu einem Asyl, wohin wir vom Draussen und aus der Hetze des Lebens gern fliehen, um zu ruhen und neue Kräfte zu gewinnen. Das Leben ist heute vielfach so mechanisiert, die Arbeit entseelt, dass es notwendig erscheint, wenigstens in seiner Wohnung ein Gegengewicht zu besitzen, und das in ihr zu geniessen, was die Welt uns nie so recht geben kann. Unter den Kraftquellen des Lebens dürfen wir die Wohnung getrost mit zuerst nennen. Sie schafft wirklich Lebensfreude und Schaffensmut, sie regt uns in hohem Masse lebensfördernd an, aber nur, wenn wir sie zu pflegen und zu beseelen verstanden. P.H.

Organisation und Instruktion im Siedlungsbau

Von Architekt Adolf Kellermüller, Winterthur

In letzter Zeit ist darüber ernsthaft diskutiert worden, wer eigentlich heute die ausgebeutete Klasse sei, da sich die Herren von den Knechten nicht mehr unterscheiden liessen. Es ist gesagt worden, das arbeitende Volk zehre von den geistigen und materiellen Schöpfungen der führenden Männer, Denker und Künstler; es lebe besser als früher die Könige und steige ohne Hindernisse in die obersten Stufen. Demgegenüber ist erklärt worden, es sei wohl richtig, dass die untersten Schichten in letzter Zeit der Kulturerrungenschaften weit mehr teilhaftig wurden, es sei aber ebenso richtig, dass bei vielen bemittelten Leuten über das karge Leben der grossen Arbeitermasse keine Klarheit herrsche. — Noch bedauerlicher sei aber, dass für das Wohlergehen des Arbeiterstandes erst dann etwas getan worden sei, als er sich mit allem Nachdruck dafür wehrte.

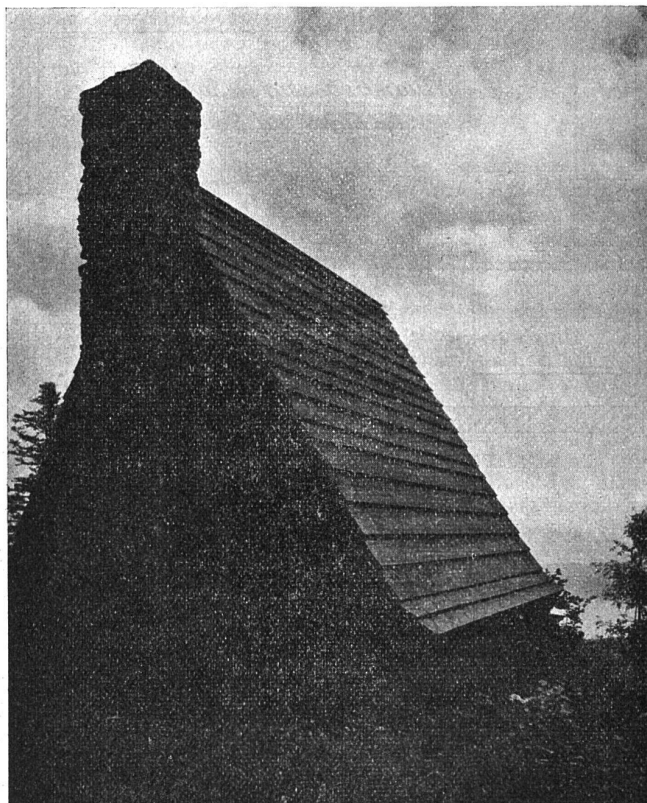
Wenn nun der Ausdruck «Wohlergehen» für diese Ausführungen leitend sein soll, so verstehen wir darunter in erster Linie ein menschenwürdiges, gesundes Wohnen, das jedem Arbeiter ein weiteres Fortkommen ebenfalls gestattet, wenn er Intelligenz und Energie besitzt. «Freie Bahn dem Tüchtigen» nennt sich diese Selbstverständlichkeit. Leider steht dieser Erfüllung doch noch manches Hindernis entgegen, denen nachzugehen allgemeine Pflicht ist. — Eines dieser grössten Hindernisse liegt in unserem Wohnungswesen.

Es ist allgemein bekannt, dass der Weltkrieg für ganz Europa eine grosse Wohnungsnot brachte, mehr den kriegführenden, weniger den neutral gebliebenen Ländern; so auch unserer Heimat. Gemeinden, Städte, Kantone und Bund waren genötigt, die Erstellung von Wohnungen in grossem Umfange zu fördern, weil der Private keine Möglichkeit mehr hatte, den Bedarf zu decken. Erstellungskosten und Zinsaufwand waren so hoch, dass jede frühere Produktion aufhörte. Mit der Schaffung des Subventionswesens entstanden dann die gemeinnützigen Bau- und Wohngenossenschaften, wie sie heute noch bestehen. Dank dieser Einrichtungen ist die eigentliche Wohnungsnot inzwischen behoben worden. Leider aber wurde damit das effektive Problem für die Zukunft nicht gelöst. Das Subventionswesen leerte wohl die öffentlichen Kassen (bis vor kurzem wurden die Zuschüsse à fonds perdu ausgegeben), aber die Baukosten selbst wurden nicht billiger. Mit den grossen Opfern ist nicht erreicht worden; dass der Mietzinsaufwand für den Arbeiter in einem vernünftigen Verhältnis zu seinem Lohne steht. Längst schon lehrt die Wissenschaft, dass die Miete nur einen Fünftel des Lohnes betragen soll. 25–30% bilden aber heute ein Minimum, 30–35% in den grösseren Städten das übliche Mass. Dass bei einem solchen Verhältnis ein gesundes Leben und menschenwürdiges Fortkommen ausgeschlossen ist, dürfte einleuchten. Es gilt also, dieses Missverhältnis unbedingt zu beseitigen.

Es wäre natürlich fabelhaft, wenn der Staat soviel Mittel zur Verfügung hätte, dass er auf alle Zeiten hinaus den Wohnungsbedarf für die breite Masse soweit subventionieren könnte, dass das erforderliche Lohnfünftel für den Zinsaufwand hinreichte. Dass dem nicht so sein kann, hat die Praxis bereits erwiesen. Ausserdem hat der Staat nicht die Aufgabe, Versorgungs-, sondern Verwaltungs-Anstalt zu sein. — Es werden also Wege beschritten werden müssen, die einen realen Wettkampf bedeuten, gesundes Kreditwesen, Arbeitskonzentration, Anwendung der besten Technik, Höchstleistun-

gen, u. s. w. Von alledem hat sich bis heute herzlich wenig kristallisiert. Die vielen Genossenschaften, die mit den besten Vorsätzen und Statuten ihre Kolonien gebaut haben, leben nach erfolgter Tat nur noch auf dem Papiere fort. Der Egoismus des Einzelnen lässt alle schönen Pläne zunichte machen, sobald er Besitzer seines Häuschens geworden ist; in der Zeit, wo die wichtigsten Aufgaben erst gekommen wären. Oder eine andere Seite: Um die Baukosten so tief als möglich zu halten, wird so primitiv als möglich gebaut wie zu Urgrossvaters Zeiten, in guten Treuen natürlich, weil man keinen andern Ausweg findet oder sucht. Und statt Standardtypen-Häuser zu bauen, wie es die Industrie für Autos, Flugzeuge etc. machen muss, werden möglichst so viel verschiedene Häuser erstellt, wie Besteller vorhanden sind. Dabei müssen bei jeder Arbeitsgattung sicher noch mehrere Handwerker berücksichtigt werden. Man nennt dies «volkwirtschaftlich» vorgehen.

Zur Gründung von gemeinnützigen Genossenschaften spielte die Beseitigung der Ausbeutung durch die Spekulanten eine grosse Rolle, was auch zu einem grossen Teil gelungen ist. Leider haben sich aber die auf Solidarität und Gemeinsamkeit gesetzten Hoffnungen ebenfalls arg zerschla-



Ferienhütte über dem Bielersee (Arch. Artaria & Schmidt, Basel)
Aus dem hochint. Werk Peter Meyer, Moderne Schweizer Wohnhäuser
(Verlag Dr. Girsberger & Cie., Zürich).

gen. Die grossen Vorteile, die daraus gezogen werden konnten, kommen nur teilweise oder gar nicht zur Ausnützung. Der Individualismus bildet hier ein starres Hindernis; selbst dann, wenn die Not Gebot sein sollte. — In allen Industrien weiss man, dass ein Artikel nur noch durch die Serienfabrikation absatzfähig, preiswert hergestellt werden kann, weil die grosse Masse für das «Einzelwerk» nicht kaufkräftig genug ist. — Im Wohnungsbau will man's anders haben. Das Haus sei in Gottesnamen keine Maschine.

Wie im Organisieren, so müssen auch im Konstruieren für den Hausbau noch starke Umstellungen getroffen werden. Allzusehr herrscht die Auffassung, die Wohnung habe sich feudal-klassisch zu präsentieren. Daneben stellt die Technik jedoch längst Errungenschaften zur Verfügung, die zu gesunderen, sachlicheren Lösungen geführt hätten. Gewisse Kreise sind aber bemüht, die Bautechnik in einen missverstandenen Heimatschutz zu zwingen, und lassen damit unermessliche Mittel verschleudern und zugleich grosse Arbeitsmöglichkeit ersticken. Wenn dabei auch keine bösen Absichten im Spiele sind, so ist es pure Kurzsichtigkeit, die bekämpft werden muss.

Bedenkt man die einfache Tatsache, dass die ersten Strauch- und Schilfzelte, darauf die Lehm- und Holzhäuser, später die Fachwerk-, Bruch- und Backstein-Gebäude jeweils andere Formen bedingten, so kann man sich sicher überlegen, dass auch die heutigen Eisen-, Eisenbeton-, und

Stahl-Konstruktionen wieder neue Gestaltungen verlangen, wenn man sie material- und kunstgerecht anwendet. (Kunstgerecht kommt von Handwerkskunst). — Interessanterweise hat sich diese Ueberlegung für den Industriebau schon lange durchgesetzt, wenn auch vielerorts noch Fabrikpaläste und Bahnhofschlösser erbaut werden. Nur im Wohnungsbau will man nicht verstehen, dass eine technisch-wirtschaftliche Lösung die Wahrheit darstellt. Fortschrittliche Länder wie Holland, Belgien und Deutschland haben darin allerdings schon gute Resultate zu verzeichnen, es scheint, dass die Schweiz in ihrer Erdgebundenheit etwas später dazu kommen soll. — Der Platz erlaubt es nicht, hier weit auszugreifen; es sei deshalb nur darauf hingewiesen, dass die ganze Aufgabe darin liegt, die Technik soweit anzuwenden als sie fähig ist, die Baukosten auf ein nützlich-minimalmass herabzusetzen, mit kleinstem Aufwand grössten Nutzen zu erzielen. Selbst dann, wenn anfänglich materielle Opfer nötig sind, wie das bei allen Errungenschaften der Fall war und bleibt. Die Natur sorgt immer dafür, dass das Ziel nur mit Anwendung der besten Materialien erreicht werden kann.

Offen bleibt nun die Frage, welcher Weg der bessere sein wird. Ob von staatswegen durch ein erträgliches Hypothekarwesen für jeden Bürger eine gesunde und würdige Wohnung geschaffen werden kann, oder ob sich die breiten Massen zu einem uniformen Wohnen entschliessen, wie es die von Corbúsier proklamierte Wohnungsmaschine darstellt.

Sitzbad — Douche — Zelle

Die Kosten für Vollbadeinrichtungen belasten die Wohnungsmieten mit 80—120 Fr. jährlich selbst im genossenschaftlichen-gemeinnützigen Wohnungsbau, so dass ein Bad auf 1.50 bis 2.— Fr. zu stehen kommt. Welche Arbeiterfamilie kann sich diese Ausgaben leisten, 100 Bäder im Jahre zu nehmen?

Die gemeinsamen Waschküchen-Badzimmer im Keller von Mehrfamilienhäusern gestatten, pro Monat je 1 Bad zu

nehmen, für jedes Mitglied der Familie; dass es aber im Winter eine Freude sei, in diesen kalten Badzimmern baden zu müssen, wird niemand behaupten, so dass, wie die Erfahrungen lehren, diese Badgelegenheiten nur selten benützt werden und viele zivilisierte Menschen erröten würden, wenn sie angeben müssten, wie viele Bäder sie im Jahre nehmen. Aehnlich ist der Fall bei denjenigen, die das Badzimmer in der Wohnung haben, indem auch diese Räume öfters kalt und unfreundlich sind und meistens zuerst vom Gerümpel ausgeräumt werden müssen, bevor ein Bad gemacht werden kann.

Es ist bekannt, dass selbst in kostspieligen, mit elektrischen 100 Liter Boilern ausgerüsteten Badzimmern, keine Douchen vorgesehen sind. An Hand der Stromrechnungen könnte nachgewiesen werden, dass auch diese Badgelegenheiten selten benützt werden, insbesondere von Familien, die einen schweren Existenzkampf durchmachen müssen und eine Erfrischung doch doppelt notwendig hätten.

Dass trotzdem unsere Architekten und Genossenschaften auf dieser alten Vätersitte beharren, und die guten Erfahrungen der Engländer und Amerikaner mit Ihren Douchezellen nicht nachahmen wollen, ist in hygienischer, gesundheitlicher und finanzieller Beziehung bedauerlich.

Die ersten Hygieniker aller Länder bekunden an ihren Kongressen stets, dass das öftere Douchebad viel gesunder und erfrischernd sei als die heissen Vollbäder, weshalb sie mit allem Nachdruck nach öffentlichen Schwimmbädern und Douche-Bädern in den Städten rufen, in welchen viel billiger als zu Hause gebadet werden könne, so dass der Platz des Badzimmers in der Wohnung für andere Zwecke ausgenützt, oder die Wohn- und Schlafräume grösser gemacht werden könnten.

Da für eine reichliche Douche einige Liter lauwarmen Wassers genügen, und nach einiger Gewöhnung direktes Hahnenwasser benützt werden kann, sind die Kosten so klein, dass sich jedermann diese Erfrischung leisten kann, da auch die allerprimitivsten Mittel hierfür verwendet werden können, sei es ein Zuber, eine Sitzbadewanne oder eine Gummidouche à 8—12 Frk.

Sehr vorteilhaft lässt sich aber eine Douche-Sitzbad-Zelle neben der Küche, Abort oder am vorteilhaftesten neben dem Schlafzimmer oder einen Wandkasten einbauen, wie die Baupläne der Amerikaner zeigen, so dass es für unsere Architekten eine äusserst dringende, aber auch dankbare Aufgabe wäre, dieses Problem zu lösen und unseren Verhältnissen

